GENDER OPEN REPOSITORIUM

Zwischenräume – die Sportumkleide als Raum praktischer Geschlechterpolitik im Sport

Schmechel, Corinna

2019-11-05

https://doi.org/10.25595/2518

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schmechel, Corinna: *Zwischenräume – die Sportumkleide als Raum praktischer Geschlechterpolitik im Sport*, in: Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien, Jg. 25 (2019-11-05) Nr: 1, 49-63. DOI: https://doi.org/10.25595/2518.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.3224/fzg.v25i1.03

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY SA 4.0 Lizenz (Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY SA 4.0 License (Attribution - ShareAlike). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 25: 49-63

Corinna Schmechel

Zwischenräume – die Sportumkleide als Raum praktischer Geschlechterpolitik im Sport

Zusammenfassung: In diesem Beitrag werden Praktiken der konventionellen zweigeschlechtlichen Umkleideorganisation in ihrer Relevanz für die Sportpartizipation von LGBTI*-Personen hervorgehoben, um anschließend alternative Praktiken zu diskutieren. Es werden exemplarische Umkleide-Strukturpraktiken queerer Sportkontexte beschrieben, um aus einer emotions- und raumsoziologischen Perspektive deren Potentiale und Grenzen für Fragen der In- und Exklusion aufzuzeigen.

Schlagwörter: Umkleide; Zweigeschlechtlichkeit; queere Räume; Raumsoziologie; Emotionssoziologie.

Intervening space – the changing room as a space of practical gender politics in sports

Abstract: This paper first presents conventional binary-gendered changing rooms as highly relevant for the participation of LGBTI* in sports in order to then discuss alternative practices. The changing room practices of exemplary queer sports spaces will serve to illustrate the potential and limitations of investigating questions of in- and exclusion from a perspective informed by a sociology of emotion and a sociology of space.

Keywords: changing room; gender-binary; queer spaces; sociology of space; sociology of emotion.

Einleitung

Sport stellt sich als eine gesellschaftliche Sphäre dar, in welcher Zweigeschlechtlichkeit als grundlegendes Ordnungsprinzip unhintergehbar erscheint. Von Trainingspraktiken, Team- und Ligastrukturen bis zu sogenannten ‚Geschlechtstests' wird unter dem Gebot der Fairness ein biologistisches binäres Geschlechterkonzept verteidigt. In diesem Sinne sind immanente und explizite Barrieren und Ausschlüsse im Sport sehr zentral. All das ist bereits bekannt und mitunter auch umstritten. In den folgenden Ausführungen wird eine weitere Materialisierung von Zweigeschlechtlichkeit thematisiert, welche sich nicht nur im wettkampforientierten Sport findet, sondern vom Reha- bis Hochleistungssport sämtliche Sportpraktiken durchzieht und dennoch in sportsoziologischen und anderen sozialwissenschaftlichen Betrachtungen des Sports wenig Beachtung findet: Es geht um Praktiken der Umkleideorganisation. Diese werden in ihrer Relevanz für die Sportpartizipation von LGBTI*-Personen hervorgehoben,

© 2019 Verlag Barbara Budrich. https://doi.org/10.3224/fzg.v25i1.03

um anschließend alternative Modelle der all-gender-Umkleiden, basierend auf ethnografisch erhobenen Daten, aus einer emotions- und raumsoziologischen Perspektive zu beschreiben und Potentiale und Grenzen für Fragen der In- und Exklusion aufzuzeigen.

Vor dem Betreten der meisten Sporträume (Turnhallen, Fitnessstudios, …) liegt die Nutzung der Umkleidekabinen. Diese sind für den Charakter eines Sportraumes ebenso zentral wie das Training selbst (siehe dazu das Kapitel „The Locker Room" bei Alvarez 2008). Nach Roberta Sassatelli sind Umkleiden „liminal spaces" (Sassatelli 2014: 50ff.) also Übergangsbereiche, die Räume und Praktiken des Sports von anderen abgrenzen und in welchen sich die Teilnehmenden entsprechend transformieren (z.B. durch den Wechsel von Kleidung, aber auch eine Art inneren ‚Einstellungswechsel'). In ihrer Schwellengestalt sind sie damit u.a. auch Räume von Unsicherheit und Verletzlichkeit. Die architektonischen und organisatorischen Gegebenheiten machen sie zu Orten, welche weder ganz öffentlich noch ganz privat sind (Alberth 2016a), sondern eine recht private und vulnerable Praxis – sich zu entkleiden – in einem nur mäßig geschützten, halb-öffentlichen Raum erfordern. Denn obwohl es Türen gibt, die die Umkleide vom Rest der Institution trennen, obliegt es nicht der Kontrolle des oder der Einzelnen, wer wann den Raum betritt, da die Türen von diesen in der Regel nicht abgeschlossen werden können. Ferner befinden sich in der Umkleide auch fremde oder nur flüchtig bekannte Andere – sie nötigen also dazu, den eigenen Körper fremden Blicken auszusetzen, eine Form von Intimität mit weitgehend fremden Menschen zu teilen. Nicht wenige unangenehme bis gewaltvolle Erfahrungen aus dem Schul-, sowie dem Vereins- oder z.B. Fitnessstudiosport ereignen sich hier (siehe bspw. Alvarez 2008: 248-251). Dies gilt insbesondere für Menschen, deren Körper bestehenden Körperkonzepten in Bezug auf Geschlechtlichkeit nicht entsprechen, denn schon vor dem Eintritt in die Umkleidekabinen selbst steht üblicherweise eine rigide geschlechtliche Einteilung durch die geschaffene Notwendigkeit entweder in die Männer- oder die Frauen-Umkleide zu gehen – die Raumorganisation produziert zweigeschlechtliche Eindeutigkeit. Allerdings ist diese fragil und vulnerabel. So ist für Individuen mit Eintritt in eine der beiden Umkleiden nicht sichergestellt, dass sie auch entsprechend als Frau oder Mann anerkannt werden. Für Menschen mit geschlechtlich uneindeutigem Erscheinungsbild sind Umkleiden, ähnlich wie öffentliche Toiletten[1], immer wieder auch Orte, in denen sie abgewiesen und angegangen werden, weil sie in den Augen Anderer ‚falsch' sind. Binär strukturierte Umkleiden zwingen diese Individuen also nicht nur zu einer akuten praktischen Einordnung in ein Zweigeschlechtersystem, indem eine von zwei möglichen Umkleiden gewählt werden muss. Sie erfordern auch ein optisches Entsprechen eines von zwei Geschlechtern[2], um so der allgemeinen Unsicherheit – grundsätzlich könnte jederzeit eine ‚falsche' Person eintreten und die homosoziale Intimität stören – zu begegnen. Diese gleichgeschlechtliche Intimität kann einen homoerotischen Reiz des Raumes ausmachen, wie Erick Alvarez (2008) in seiner Studie zur schwulen Gym-Kultur darstellt. Sie führt in heteronormativen Kontexten mitunter gerade deshalb auch zu homophoben Abwehraggressionen

(Degele 2014, siehe auch Gregory 2007, Pronger 1990). So ist die Umkleide für LGBTI* im Sport ein zentraler Nicht-Partizipationsgrund oder Stressfaktor.

Feld und Forschung

In folgenden Ausführungen wird eine Praktik der Umkleideorganisation vorgestellt, welche genau auf diese Problematik reagiert und in diesem Sinne als Form alltagspraktischer Sportpolitik zu verstehen ist: die all-gender-Umkleide, also eine Form der Umkleideorganisation, welche explizit auf eine Teilung in Männer und Frauen verzichtet. Die empirischen Ergebnisse, auf die ich mich beziehen werde, entstammen alle meiner ethnografischen Forschung in queeren Fitnessgruppen, welche aus raum- und emotionssoziologischer Perspektive die konkreten Raumgestaltungspraktiken und Verhandlungen um Körpernormen untersuchte.[3] Die Einordnung als ‚queer' erfolgt über die Selbstbezeichnung in Werbematerialien oder durch Teilnehmende. Gemeinhin ist mit ‚queer' ein Widerspruch zur gesellschaftlich vorherrschenden heteronormativen Zweigeschlechterordnung gemeint, oft aber auch eine grundlegende Ablehnung körpergebundener Identitätszuschreibungen über Kategorien von Geschlecht und Sexualität hinaus. Die inhaltliche Definition des Begriffs und entsprechende praktische Auslegungen sind sowohl im akademischen, wie im subkulturell-politischen und damit auch im Forschungsfeld variabel und umkämpft (Jagose 2001; Butler 2014: 310ff.). Ich verstehe den Begriff mit Laclau (2002) als eine Art Platzhalter oder leeren Signifikanten. Kämpfe und Aushandlungen über seine ‚Füllung' und praktische Ausgestaltung stellen einen Teil des Untersuchungsinteresses dar. Denn entsprechend des sozialkonstruktivistischen Ansatzes der Arbeit wird die Queerness des Feldes als Produkt kollektiver Herstellungsprozesse gesehen.

Die Arbeit orientiert sich am Begriff des ‚relationalen Raumes' nach Martina Löw (2015). Löw versteht Raum als (An)Ordnung sozialer Güter und (menschlicher wie nicht-menschlicher) Körper an Orten, welche durch Praktiken der Platzierung sowie durch Syntheseleistungen (also Wahrnehmungs-, Vorstellungs- und Erinnerungsprozesse, welche die platzierten Elemente zu einem Raum verknüpfen) permanent als Raum hergestellt wird. Eine Umkleide ist demnach nur dann eine Umkleide, wenn Menschen hier entsprechende Praktiken (wie sich umzukleiden) vollziehen, die durch bestimmte Güter, wie Spinde oder Kleiderhaken, befördert werden. Damit soll aber nicht das Bild eines stets beliebig variierbaren Raumes geschaffen werden.[4] Zum einen können sich Räume institutionalisieren, d.h. als (An)Ordung über einzelne Konstitutionsprozesse hinaus wirksam bleiben und normierte Platzierungs- und Syntheseleistungen hervorbringen. Zum anderen betont Löw (2015: 191) die Abhängigkeit der Raumkonstitutionsprozesse von symbolischen und materiellen Faktoren.

Die Möglichkeit, Raum zu schaffen und zu gestalten, hängt stark von Zugang zu materiellen Ressourcen ab. Platt gesagt: Wer nicht über soziale Güter verfügt, kann diese auch nicht platzieren; ohne Zugang zu einer Sporthalle wird es schwierig, ein Training zu gestalten, ohne Zutritt kann ein Raum weder

angeeignet noch gestaltet werden. Doch auch der Prozess der Synthetisierung vollzieht sich nicht losgelöst von gesellschaftlichen Strukturen. Im Gegenteil: Da das Wahrnehmen und Empfinden eines jeden Menschen zum einen durch individuelle biografische Ereignisse, aber auch kollektiv habituell durch die jeweilige gesellschaftliche Einbindung geprägt werden, ist ein Raum niemals für alle Anwesenden gleich. Wie wir einen Raum wahrnehmen und dessen Atmosphäre empfinden, kann sich also mitunter deutlich von der Wahrnehmung anderer anwesender Personen unterscheiden. Es gibt somit nicht *die* Atmosphäre eines Raumes, sondern so viele Atmosphären wie es in einem Raum versammelte Menschen gibt (Löw 2015: 208). An diesem Punkt kommen unweigerlich affekt- bzw. emotionstheoretische Ansätze ins Spiel. Es wird deutlich, dass auch die affektive und emotionale[5] Charakterisierung von Räumen grundsätzlich kontingent ist, bspw. wenn eine „Turnhallenphobie" und ein „Schulsporttrauma" (in vivo) sich für Teilnehmende in die Empfindung der Trainingshalle als „Schutzraum/Safe(r) Space" (in vivo) wandelt. In diesem Sinne werden die beobachteten Räumen auch als Transformationsräume (vgl. Spahn et al. 2018: 17; Baumann in Spahn et al: 151[6]) konzipiert. Die Anbietenden und Teilnehmenden streben eine Transformation des emotionalen Bezugs auf Sport-Praktiken und -Räume sowie auf den eigenen Körper an, was sich bspw. an vielen Formulierungen, die den eben zitierten ähneln, in Werbematerialien und Interviews zeigt[7]. Diese Prozesse der affektiv besetzten Verräumlichungen (Kajetzke/Schroer 2015) werden als eingebunden und geformt durch Diskurse und bedingt durch materielle Gegebenheiten, wie der An- oder Abwesenheit bestimmter Anderer[8], als „gefühlsräumliche Prozesse, die weder unabhängig von sozio-kulturellen Strukturen ablaufen noch in diesen aufgehen" (Gammerl/Herrn 2015: 8) gesehen.

Die Feldforschung bestand aus teilnehmenden Beobachtungen in drei Gruppen, die sich über zwei Jahre erstreckten. Dazu kamen Beobachtungen bei einem queeren Fitnesswettbewerb, und vierzehn begleitende problemzentrierte Interviews mit Teilnehmenden bzw. auch zwei explizit Nicht-Teilnehmenden der betrachteten Sporträume, sowie eine Auswertung von Werbematerial internationaler queerer Fitnesskontexte zur Erschließung szenespezifischer Diskurse. Der Forschungsprozess verlief im Sinne der Grounded-Theory-Methodologie zirkulär (Glaser/Strauss 1998), d.h. Datenerhebung und Auswertung folgten nicht in abgetrennten Phasen aufeinander, sondern abwechselnd und z.T. überlappend. Die Spannung zwischen Nähe und Distanz zum Gegenstand ist damit im Forschungsansatz bereits angelegt, geht es doch darum, zugleich verstehensgenerierende Nähe und Vertrautheit aufzubauen und analytische Distanz zu wahren (Berg/Milmeister 2011: 184). Meine eigene Zugehörigkeit zur queeren Szene war mindestens erleichternd für den Feldzugang als Forscherin. Sie schaffte eine Vertrauensbasis und Offenheit mir gegenüber und auch über die Grenzen soziostruktureller ‚Entfernungen' (bspw. durch Geschlecht, sozioökonomische Situation oder Herkunft) hinweg ‚Nähe'. Vor diesem Hintergrund war es besonders wichtig, die Perspektive der Beobachtung zweiter Ordnung beizubehalten und sich nicht in der Perspektive der Teilnehmenden zu verlieren. Das beginnt schon bei der Selbstbezeichnung der Beforschten als ‚queer' und der damit verknüpften Abgrenzung zum ‚Mainstream'. Die Herausforderung

besteht nun darin, diese Bezeichnungen ernst zu nehmen und ihren Inhalt, ihre Bedeutung für die Akteur_Innen[9] im Feld zu verstehen und sie gleichzeitig als zu reflektierende „semiotische Technologien" (Haraway 1995: 78) wahrzunehmen, welche stets auch performative Wirkung haben. Die Zugehörigkeit und Affinität zur queeren Szene kann also weder als rein hinderlicher noch rein vorteilhafter Faktor gesehen werden, sondern wird in der Arbeit immer wieder situationsbezogen und kontextuell reflektiert.

In einem Feld, welches sich maßgeblich über körperbezogene Praktiken und Diskurse konstituiert, und eingedenk der Tatsache, dass jede Ethnografie immer auch eine Intervention ins beforschte Feld darstellt, ist zudem die körperliche Erscheinung der forschenden Person ein Faktor, dessen Bedeutung reflektiert werden musste. Dabei spielt die Forscher_Innen-Körperlichkeit nicht nur auf der Ebene der Verkörperung nach außen eine entscheidende Rolle, sondern auch als Wahrnehmungs- und Erkenntniswerkzeug. Das eigene Spüren von Irritationen, Ängsten, Wut, Scham oder auch Freude, Spaß und Ehrgeiz im Feld kann eine wichtige Erkenntnisquelle sein, die Beobachtung lenken oder der Analyse gewinnbringende Hinweise geben (siehe z.B. Brümmer 2015; Faust/Heissenberger 2016; Wacquant 2003).

Die Umkleide als riskant erlebter Raum

Die untersuchten Sportangebote richten sich teilweise ausschließlich an FrauenLesbenTrans*Inter (im Folgenden FLTI*)[10], teilweise an LesBiSchwule und Trans* sowie Inter*Menschen[11], oder auch an „queers and friends", also damit explizit auch an ‚befreundete' heterosexuelle und cis-geschlechtliche Menschen. Grundsätzlich liegt damit ein Schwerpunkt der Zielgruppen auch auf Menschen, welche in öffentlichen Umkleiden besonders vulnerabel sind. Viele Trans*Menschen stellt z.B. die Aufgabe, sich in einem quasi-öffentlichen Raum umzuziehen und sich damit potentiell unfreiwillig zu outen, vor strategische Herausforderungen, welche durch viele und minutiös durchdachte Praktiken gemanagt werden: von der richtigen Zeit- und genauen Platzwahl in der Umkleide, der möglichst abgewandten Haltung bis zur spezifischen Unterwäschewahl[12] (vgl. „risk-management-tactics" in Umkleiden bei Sassatelli 2014: 51; zum Management von Intimität und Anonymität siehe Alberth 2016b).

Queere Umkleidepolitiken

Dass Umkleiden damit ein sehr relevanter Aspekt für das Sport-Erleben von trans*- und inter*geschlechtlichen Menschen und damit auch für die Konstruktion eines queeren Sportraumes sind (Caudwell 2012; Carter/Baliko 2017; Elling-Machartzki 2015), wird auch an der Thematisierung in den Werbetexten deutlich, wenn es beispielsweise heißt: "Hell, we don't even gender our bathrooms. Those suckers are gender neutral too." (The Queer Gym) oder „Wir haben eine Umkleide für all gender und eine Umkleide für alle, die nicht in die

‚all gender-Umkleide' möchten. Es gibt aber auch die Möglichkeit, sich allein umzuziehen." (Selbstdarstellung einer Gruppe im Rahmen der Ausstellung *contesting/contexting SPORT 2016*[13])

Die Tatsache, dass die Organisation der Umkleiden überhaupt Thema eines Werbe- oder Infotextes über das Sportangebot ist, unterscheidet diese Gruppen von vielen anderen Sportangeboten und deutet auf eine hohe Sensibilität für die Probleme von trans*und inter*geschlechtlich verorteten Menschen in Sportkontexten hin. Alltägliche Selbstverständlichkeiten wie die Existenz von Männer- und Frauenumkleiden werden hier entselbstverständlicht.

Die Produktion queerer Sporträume über die Umkleidepraxis funktioniert dabei allerdings keinesfalls einheitlich institutionalisiert. Das möchte ich anhand einer Feldnotiz darlegen, welche bei einem queeren Fitnessevent entstanden ist, das von einem schwullesbischen Sportverein (Selbstbezeichnung) organisiert wurde:

> Es gibt eine Art Empfangsschalter, […]. Nach der Registrierung wird mir gezeigt, in welche Umkleide ich gehen soll. Ich bin tatsächlich kurz etwas irritiert. Hier gibt es also Männer- und Frauen-Umkleiden (wenn auch Männer* und Frauen*, dazu später mehr). Während ich in der Frauen* Umkleide bin, kommt auch eine Person herein, scheint irritiert, fragt mich, ob das die Männerumkleide sei und geht wieder raus. Ich höre durch die Tür, wie ihm draußen erklärt wird, dass die sonst gültige Verteilung der geschlechtlichen Umkleiden heute umgedreht wurde, da die ‚eigentliche' Frauenumkleide größer sei. Das heißt also, es wurde mit mehr männlichen Teilnehmenden gerechnet, weswegen diesen die größere – ‚eigentlich Frauen' – Umkleide zugeteilt wurde.
>
> […]
>
> Mir persönlich erscheint das widersprüchlich zur Selbstbezeichnung als queer. Bei einem Gespräch mit einem der Organisatoren darüber, dass es in ‚meinen' sonstigen Beobachtungsräumen keine zwei-gender-Umkleiden gibt, verweist er darauf, dass er auch erst irritiert gewesen sei, dann aber gekuckt habe: „is aber mit Sternchen". Auch führt er an, dass ja eine der Forderungen von Trans*Menschen sei, als ihr Geschlecht, als Mann oder Frau, ernstgenommen zu werden. (Beobachtung 08.04.2017)

Zunächst einmal ist es bemerkenswert, dass ich nach zwei Jahren im Feld queerer Fitnesskultur eine normative Perspektive entwickelt habe, aus welcher ich die Alltagspraxis der allermeisten Sporträume, eine Männer- und Frauenumkleide zu haben, als irritierend empfinde. Das liegt zunächst daran, dass das Event explizit als queer beworben wird. Hier scheint der Begriff die Verortung in einem vorrangig schwul-lesbischen Verein zu meinen, zudem vielleicht den eigenen Anspruch, auch trans* und inter* Personen willkommen zu heißen, indem die Geschlechterbezeichnungen mit * versehen werden. Auch lässt sich aus den Gesprächen durchaus ein grundsätzliches Wissen um die Lebensrealität trans*geschlechtlicher Menschen erkennen. Die Aussage des Mitorganisators, er

sei auch erst überrascht gewesen, habe dann aber gesehen, dass die Geschlechtsbezeichnungen mit * versehen sind, macht ein Bewusstsein für die allgemeine ‚Umkleideproblematik' deutlich, bietet jedoch auch eine schnelle Lösung: Der Asterisk (*) scheint hier eine Öffnung der sonst zu rigiden Kategorien darzustellen und somit den Zuordnungszwang aufzuheben[14]. Die Tatsache, dass die Menschen am Anmeldeschalter mich in eine bestimmte Umkleide geschickt, mich also ungefragt zu den Frauen* sortiert haben, stellt allerdings ein Handlungsmuster dar (Menschen eine Geschlechtsidentität zuzuschreiben), welches andere queere Kontexte explizit ablehnen. Oben beschriebene Situation, in der ein Teilnehmer in die ‚falsche' Umkleide kommt, wäre in diesen Kontexten nicht möglich.[15] Diese Beobachtung zeigt, dass die Definitionen dessen, was ein queeres Fitness-Event auszeichnet, divers sind und mit der Bezeichnung einer Veranstaltung als ‚queer' verschiedene Erwartungen verknüpft werden. Das verweist auf die unterschiedliche ‚Füllungen' des Begriffes queer in verschiedenen (Sub)Communities. Während Einige darunter vorrangig eine andere Bezeichnung für homo- und bisexuell verstehen und die Realitäten und Bedürfnisse nicht-binär-geschlechtlicher und trans*geschlechtlicher Personen entsprechend marginal bleiben, sehen Andere genau hierin die Relevanz von queer als eben gerade nicht lesbisch, bisexuell oder schwul und damit in binärer Geschlechterlogik verhaftet (Carter/Baliko 2017). Die Organisation der Umkleiden ist hierfür ein zentraler Ausdruck.

Wie gestalten sich dagegen also die all-gender-Umkleiden in anderen Trainingsräumen und welche Widersprüche und Konflikte entstehen hier?

All-gender – no shame?

Architektonisch sind in den genutzten Schulsporthallen stets zwei, bisweilen plus Lehrer_In/Trainer_In-Raum drei, Umkleidemöglichkeiten verfügbar. Diese werden in allen Gruppen, die ich besucht habe, auf die gleiche Weise genutzt: Wie auch im zitierten Selbstbeschreibungstext wird eine all-gender-Umkleide in der Regel von allen Teilnehmer_Innen gemeinsam, die übrigen Umkleideräume in seltenen Fällen von Einzelnen genutzt. Es schien nirgendwo einen konkreten Plan für das Problem zu geben, welches entstünde, wenn mehrere Menschen gleichzeitig die Allein-Umzieh-Umkleide nutzen wollten, was aber auch während meiner Beobachtungszeit nie auftrat. So kommen in diesen Kontexten Körper in einer Umkleide und z.T. unter einer Dusche zusammen, welche in gängigen Sporträumen getrennte Umkleiden und Duschen nutzen würden. Zudem werden Körper auf eine alltägliche und damit normalisierende Weise sichtbar, welche vorherrschenden Konzepten von Geschlechtskörpern nicht entsprechen.

Die Umkleideräume selbst haben, anders als die bei Sassatelli (2014) und Alberth (2016 a, 2016b) beschriebenen Umkleiden in Fitnessstudios, keine Spinde und sind auch sonst durch keine Artefakte in Unter-Räume aufgeteilt. Damit verfügen sie über deutlich weniger innenarchitektonische Möglichkeiten zu den oben bereits eingeführten *risk-management-tactics* (Sassatelli 2014: 51) wie dem Aufsuchen uneinsichtiger Winkel oder dem Verstecken des Körpers

hinter Spindtüren. Die Umkleiden hier sind einfache Räume, an deren Wänden entlang Bänke und Kleiderhaken platziert sind. Es kann sich also schwerlich den Blicken der anderen Anwesenden entzogen werden; eine recht große Offenheit den anderen Anwesenden gegenüber wird durch die architektonischen Gegebenheiten erforderlich. Einzig die Praktik des Sich-Abwendens (siehe Alberth 2016b) also des Platzierens des eigenen Körpers mit dem Gesicht zur Wand, ermöglicht es sich abzuschotten. Gleichzeitig beinhaltet diese Praktik einen gewissen Kontrollverlust über die Blicke der anderen. Zwar kann der Blick auf die Vorderseite des eigenen Körpers damit verhindert oder zumindest stark eingeschränkt werden, umso weniger hat die praktizierende Person dafür die Blicke der anderen ‚im Blick'. Den eigenen Körper zur Wand statt in die Raummitte zu wenden, erscheint mir jenseits des praktischen Nutzens vor allem als Symbolisierung eines Wunsches nach Intimität, als Aufforderung an die anderen Anwesenden: ‚Bitte schaut mich nicht an!' Während meiner Beobachtungen in den all-gender-Umkleiden verschiedener Gruppen wurde die Praktik des Sich-zur-Wand-Wendens unterschiedlich genutzt. So gibt es Gruppen, in denen diese Praktik nur sehr vereinzelt, in der Regel von neuen Teilnehmer_Innen, vollzogen wird, während mehrheitlich eine Körperorientierung zur Mitte des Raumes vorherrscht. *Risk-management-tactics* zum Verbergen von Körpern, die gesellschaftlich vorherrschenden (Geschlechts)Körpernormen nicht entsprechen, finden nicht statt. In einer anderen Gruppe hingegen ist es vorherrschende Praxis, den Akt des Kleiderwechsels schnell und dem Raum abgewandt zu vollziehen und für diese kurze Zeitspanne aus der gemeinsamen Orientierung auf die Raummitte ‚auszusteigen'[16]. Der Umgang mit Vulnerabilität und Scham, welcher auch in einer all-gender-Umkleide nötig ist, ist also kontingent und wie ich folgend zeigen möchte, ein Gegenstand, an welchem sich ebenso Normative entwickeln können.

So war die Praxis der Gemeinschaftsumkleide auch Thema im Interview mit Ben. Er erzählt mir, dass alle Neuankömmlinge stets darauf hingewiesen werden, dass sie auch die offizielle ‚Frauenumkleide' nutzen können. Das werde aber meist höchstens einmal in Anspruch genommen, danach kämen alle in die gemeinsame Umkleide. Ben begründet dies mit der sozialen Funktion des Raumes. Da sich alle so wohlfühlten, hätte niemand Lust sich nach dem Training zum Umziehen zu trennen. Er findet es in anderen Kontexten oft schade, dass nach dem Training diese Möglichkeit des Austauschs und Kennenlernens durch die Geschlechtertrennung von Umkleiden beschränkt wird. Für ihn besteht eine Kritik an ‚Mainstream'-Fitness neben der Zweigeschlechternorm auch zentral in der Individualisierung in und durch diese Form des Sports. Er sieht es daher als wichtigen Charakterzug ‚alternativer' Konzepte an, etwas Anderes zu praktizieren. All-gender-Umkleiden seien daher ein Mittel, nicht nur den Zwang zu geschlechtlicher Eindeutigkeit abzuwenden, sondern auch um größtmögliche Gruppenzugehörigkeit zu gewinnen, da sich viel soziales Geschehen in der Umkleide abspiele. Auch wenn er sieht, dass einige, „vor allem Frauen", davon manchmal zuerst „überfordert" seien. Das sei aber „alles Gewohnheit". Hier wird die normative Setzung der Gemeinschaftsumkleide deutlich, wenn das Unwohl-Fühlen mit dieser als eine abzutrainierende Angewohnheit konzipiert

wird, die dem Ideal der Gemeinschaftlichkeit entgegensteht. Damit wird auch eine emotionale Normativität geschaffen, aus der heraus ein Zugehörigkeitsgefühl erwartet und forciert wird (zu emotionsbezogener Normativität queerer Kontexte siehe Ahmed 2014b, Kapitel 7) sowie Unwohlseinsgefühle marginalisiert werden.

Finn, welche_r in ebendieser Gruppe trainiert, sieht die Umkleidepolitik nicht ganz so euphorisch wie Ben. Im Interview mit Finn wird klar, dass die Intimität, die durch das gemeinsame Umziehen entsteht, auch in diesem Kontext Unsicherheit schafft. Ein gegenseitiger Austausch auch über gruppenspezifische Schwerpunkte, wie in diesem Fall über geschlechtliche Transitionsprozesse, wird mitunter als Belästigung und Überschreitung von Grenzen der Privatsphäre empfunden:

> Also ich bin da noch nie was gefragt worden konkret in der Situation. Es wurde sich wenn dann in nem Gespräch und da waren dann alle Leute schon angezogen halt was gefragt so: Ja sag mal ähh weiß ich nicht, (10) ja zur Körperbehaarung. Natürlich is das dann auch n bisschen unangenehm, weil mensch merkt dann: Ok die Person hat mich angekuckt in Bezug auf meine Körperbehaarung und fragt mich was dazu. Also ich stell so'ne Fragen hoffentlich nie. Ähm aber ja is unangenehm. Aber manche Leute sind da richtig auch neugierig, weil die irgendwie glaub ich die krasseste Zeit in ihrem Leben haben. Also da sind so eins zwei sind glaub ich echt so, die zählen glaub ich echt immer Barthaare an anderen Menschen. Und ich find das super unangenehm. (Interview Finn)

Finn beschreibt hier die Erfahrung, von Anderen auf etwas angesprochen zu werden, was diese in der Umkleide an Finns Körper bemerkt haben. Konkret geht es um Körperbehaarung, welche durch die Einnahme von Testosteron mitunter deutlich zunimmt. Der Charakter der Gruppe als eine, in der relativ viele Personen gerade eine FtM[17]-Transition durchlaufen oder diese bereits abgeschlossen haben, bietet für Einige einen Raum sich über diese spezifische Erfahrung untereinander auszutauschen und eben auch andere in ihrem Veränderungsprozess beobachten zu können. Für Andere, wie hier Finn, stellt dies eine Verletzung der eigenen Verhaltensstandards dar („Ich stell so'ne Fragen hoffentlich nie.") und führt zu Gefühlen der Bedrängnis (was daran deutlich wird, dass die Situation mehrmals als „unangenehm" bezeichnet wird).[18]

Ben und Finn stehen damit für zwei Perspektiven auf den und im selben Raum. Auch bei gleichzeitiger Anwesenheit erleben sie die all-gender-Umkleide unterschiedlich, ist sie für beide mit unterschiedlichen Gefühlen und Assoziationen verknüpft – Gemeinschaftlichkeit, Austausch und Gruppenzugehörigkeit gegenüber Scham und Bedrängnis. Letztlich können beide Erlebensweisen als zwei Seiten derselben Medaille betrachtet werden: die Vergemeinschaftung, die Ben positiv betont, basiert letztlich auch in seinen eigenen Schilderungen darauf, durch „Gewohnheit" anfängliche „Überforderung" mit der Situation zu überwinden – die gewünschten Empfindungen also erst durch die wiederholte Praxis zu ‚lernen' – und so zwingt sich die Gemeinschaftlichkeit mitunter auch als negative Grenzerfahrung auf, wie Finns Ausführungen zeigen. Hier lassen

sich im Material Tendenzen der Etablierung von Gefühlsregimen (Maihofer 2014) oder Gefühlsnormen (Hochschild 1979; 1990) ausmachen, also Normativen darüber, was wann wo von wem (nicht) gefühlt werden sollte. Im Rahmen eines Community-Buildings im Feld über (suggerierte) geteilte Erfahrungen und Einstellungen, wird auch eine bestimmte emotionale Einstellung – Zugehörigkeitsgefühle und damit einhergehende Aufgeschlossenheit gegenüber den anderen Teilnehmenden – erwartet, welche sich wiederum in der Bereitschaft zur gemeinsamen all-gender-Umkleidepraktik materialisieren sollte. Ein anonymes und zu anderen Teilnehmenden distanziertes Verhalten, das z.B. in kommerziellen Fitnessstudios möglich ist und durch Anonymität und Distanz auch einen gewissen Schutz gewähren kann, ist hier nicht vorgesehen.

Fazit

Durch die Spacing-Praktiken der all-gender-Umkleiden, also der Platzierung diverser Körper in einem Raum und unter einer Dusche, wird statt Zweigeschlechtlichkeit queere Gemeinschaftlichkeit produziert – was nicht mit einer Abwesenheit sozialer Normen und Zwangsmomente verwechselt werden soll. Die Vision einer Welt ohne dichotome Geschlechtergrenzen wird konkret ausgelebt in der egalitären Umkleidepraxis. Damit wird vielen Hemmnissen und Stress- wie Angstfaktoren trans*- und inter*geschlechtlicher Menschen im Sport begegnet. Es entwickeln sich hierin aber, soziologisch wenig überraschend, spezifische Normative. So kann es ebenfalls zu großem sozialem Druck kommen, wenn der Zwang zwar nicht darin besteht, sich einem Geschlecht eindeutig und erkennbar zuzuordnen, aber darin, sich der egalitären Gemeinschaftspraxis unterzuordnen. Das wird von den Anbietenden im Feld mitunter auch reflektiert und daher explizit auch die Möglichkeit zur Einzelumkleide erwähnt. Dabei sei dahingestellt, ob nicht der soziale Druck, der entsteht, sollte eine Person als einzige sich der Gruppenumkleide entziehen, dennoch davon abhält diese Option zu nutzen, oder gegebenenfalls die soziale Integration in die Gruppe dadurch beinträchtig wird. Wie die Interviewpassagen zeigen, empfinden nicht alle die all-gender-Umkleide gleich. Vielmehr ist die Gemeinschaftsumkleide auch hier ein Erfahrungsraum für unangenehme Gefühle von Scham, Peinlichkeit oder Bedrängnis. Wenn mit Löw (2015: 210ff.) davon auszugehen ist, dass es auch eine Frage des Habitus ist, wie Räume empfunden werden, könnte der Fokus weiterer Analysen und Forschungen auf der Frage nach Faktoren liegen, die die jeweiligen Wahrnehmungsweisen begünstigen. In diesem speziellen Kontext bspw. könnten diverse Sozialisationsfaktoren, aber auch die Nähe des eigenen Körpers zu vorherrschenden Schönheitsidealen und die soziale Einbindung in die Gruppe ausschlaggebend sein.

Nicht zuletzt durch Einführung eines dritten positiven Geschlechtseintrages im deutschen Personenstandsgesetz zeigt sich die Notwendigkeit, die binäre Umkleideorganisation als zentralen Faktor der Ermöglichung oder Einschränkung geschlechtlicher Vielfalt im Sport anzuerkennen und vermehrt in die Reflexion von Sportorganisation und Sportpolitik einzubeziehen. Die populäre

Praktik einer zweigeschlechtlich getrennten Umkleideorganisation ist eine, welche den Lebensrealitäten vieler Menschen nicht entspricht und Diskriminierungen hervorbringt. Das vorgestellte Material zeigt jedoch ebenso, dass das Auflösen zweigeschlechtlicher Organisationstrukturen die Umkleide nicht automatisch von ihrem Charakter als Raum ungleich verteilter Vulnerabilität und Scham befreien kann. Vielmehr wird deutlich, dass sich an diesem Ort diverse und intersektionale Erfahrungsräume kreuzen, die rein über die Kategorie Geschlecht nicht erfasst werden können.

Korrespondenzadresse

Corinna Schmechel
Servicestelle LehreLernen/Hochschuldidaktische Weiterbildung, FSU Jena
Carl-Zeiss-Platz 1, 07743 Jena
Corinna.schmechel@posteo.de

Anmerkungen

1 Siehe z.B. Browne (2004), welche sich mit Erfahrungen von Frauen auseinandersetzt, die für Männer gehalten werden und Attacken in öffentlichen Toiletten ausgesetzt sind.

2 Und das auch im weitestgehend entkleideten Zustand.

3 Es handelt sich um eine Dissertationsarbeit, welche durch das Promotionsprogramm „Kulturen der Partizipation" der Carl-von-Ossietzky-Universität von 2015-2018 gefördert wurde.

4 Der relationale sollte also nicht mit dem relativistischen Raum verwechselt werden. Das relationale Raumverständnis versucht zwischen absolutistischem Raumdeterminismus und relativistischem Raumvoluntarismus (Schroer 2012: 175) zu vermitteln und Raum weder als immer gleichen und quasi vor-sozialen Container noch als beliebig und rein imaginär jenseits materieller Gegebenheiten zu denken (siehe dazu auch Löw 2015: 191f.).

5 Ich verwende in Anlehnung an Sara Ahmed (2014a: 192 bzw. Fn 6) Affekt im Sinne einer unmittelbaren Empfindung und Emotion/Gefühl als eine gesellschaftlich vermittelte Empfindungsweise, eine Konzeptualisierung von Empfindungen als bspw. Wut, Trauer, Scham oder Verliebtheit. Dabei handelt es sich um eine analytische Trennung, welche sich nicht in praxi beobachten lässt, da Affekte in ihrem Erscheinen und Empfunden-Werden stets bereits vergesellschaftet sind (vgl. Maihofer 2014).

6 Hier ist von Transitionsräumen die Rede. Der Begriff der Transition bezeichnet einen Prozess, in welchem von einem klar definierten Startpunkt oder Ausgangszustand A zu einem anderen definierten Punkt oder Zustand B gewechselt wird. Der Begriff der Transformation beschreibt einen offenen Prozess der Veränderung und Umformung von Bestehendem und wird daher hier bevorzugt, da schon rein methodisch die beobachten affektiven Veränderungen im Selbstbezug sowie in der Affizierung von Räumen und Praktiken schwerlich in klar abgrenzbaren Zustandsbeschreibungen definiert werden können.

7 Exemplarisch verdichtete Beispiele für dieses verbreitete Narrativ finden sich z.B. in einem Erfahrungsbericht auf Seite eines US-amerikanischen Studios: <https://thequeergym.com/john/> (Zugriff: 01.03.2018) oder auch in einem ebenfalls US-amerikanischen Video eines anderen Anbieters: <http://buffbutch.com/queering-fitness-101/> (Zugriff: 01.03.2018).

8 Im konkreten Feld ist vor allem die An- bzw. Abwesenheit von cis-Männern (also solchen, die seit ihrer Geburt als Jungen bzw. Männer leben; Cis-Geschlechtlichkeit bedeutet Nicht-Trans*geschlecht lichkeit) ein Thema, siehe Schmechel (2018).

9 Der _ soll auch Lebensweisen sprachlich miteinschließen, welche sich jenseits oder zwischen männlicher und weiblicher Selbstverortung bewegen. Das große Binnen-I soll die Existenz von weiblichen Subjektformen betonen und verhindern, dass diese durch eine ‚_innen'-Schreibweise lediglich zum Anhängsel an den meist männlichen Wortstamm mutieren.

10 Der Asterisk (*) verdeutlicht, dass die Lebensrealitäten unter dem Begriff ‚Trans' (auch auf körperlicher Ebene) vielfältig sind und von chirurgisch und hormon-unterstütztem unauffälligem Passing (Durchgehen) über gewollt oder ungewollt uneindeutigem Auftreten bis zu nahezu permanenten Erfahrungen, ‚fehlgegendert' zu werden, reichen. Beim Begriff ‚Inter' symbolisiert der Asterisk die vielfältigen Diagnosen von Varianten der Geschlechtsentwicklung, die unklaren Diagnostiken und Selbst-

bezeichnungen von Menschen, deren körperliche Merkmale nicht die erwarteten Eigenschaften aufweisen, die unter dem Sammelbegriff subsummiert werden können.

11 Anzumerken ist, dass im Feld trotz Einladung von Inter*Menschen z.B. durch das I* in Selbst-/Zielgruppenbeschreibungen explizite Inter*-Perspektiven in Diskursen und Repräsentationen eher marginal sind.

12 So nimmt beispielsweise Lukas, ein Transmann, welcher an sich ein sehr gutes Passing genießt und sich in seinem ‚Mainstream'- Gym auch wohl fühlt, die Unterhose mit in die Duschkabine und trägt auch speziell zum Sport nur weite Boxershorts, damit in der Umkleide keine ‚fehlende Beule' auffällt.

13 <https://archiv.ngbk.de/projekte/contesting-contexting-sport-2016/> (Zugriff: 17.05.2019).

14 Nach Aussage eines transmännlichen Teilnehmers im Feldgespräch, ist mit dem * am Türschild noch nicht automatisch das Sicherheitsgefühl vermittelt, tatsächlich in entsprechender Umkleide bspw. als Mann mit Vagina unter der Dusche sicher vor irritierten Blicken oder Kommentaren zu sein.

15 Erst später fällt mir auf, dass seine Frage, ob das hier die Männerumkleide sei, mir implizit offen gelassen hat, mit Ja zu antworten und mich damit selbst als Mann (*) zu definieren.

16 Aus der Selbstbeobachtung heraus lässt sich dabei feststellen, dass die vollzogenen Praxen quasi ‚ansteckend' sind. In einem Raum, in welchem der Großteil der anderen Anwesenden sich zum Kleiderwechsel von der Gruppe abwendet, entwickle auch ich das Bedürfnis mich abzuwenden, welches in einer anderen Umkleidenkonstellation, in welcher Usus ist, sich auch halb- oder unbekleidet einander zuzuwenden, nicht auftritt.

17 Female-to-Male/Frau-zu-Mann.

18 Doch werden diese Erfahrungen in der Schilderung auch stets wieder relativiert durch eine Kontextualisierung in „nicht konkret in der Situation", sondern erst zu einem Zeitpunkt, an dem auch Finn wieder bekleidet und die direkte Vulnerabilität durch das Exponiert-Sein vorüber ist. Auch betont Finn, dass solche Erfahrungen insgesamt „sehr wenig" vorkämen.

Literatur

Ahmed, Sara (2014as): Kollektive Gefühle oder die Eindrücke, die andere hinterlassen. In: Angelika B./Binswanger, Ch./Häberlein, J./Nay, Y./Zimmermann, A. (Hrsg.): Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie. Wien: Zaglossus, S. 183-214.

Ahmed, Sara (2014b): The cultural politics of emotion. New York: Routledge.

Alberth, Lars (2016a): Die Männerumkleide – ein inversives Panoptikon. In: Reuter, J./Berli, O. (Hrsg.): Dinge befremden. Essays zu materieller Kultur. Wiesbaden: Springer VS, S. 63-73.

Alberth, Lars (2016b): Den Körper abwenden und cool bleiben. Zur Herstellung emotionaler Neutralität in der Männerumkleide von Fitnessstudios. In: Faust, F./Heissenberger, S. (Hrsg.): Emotionen im Spiel. Beiträge zu einer Ethnologie des Sports. Berliner Blätter, Heft 7, Berlin: Panama-Verlag, S. 49-60.

Alvarez, Erick (2008): Muscle boys. Gay gym culture. New York: Routledge.

Baumann, Denise (2018): (Un-)Mögliche Körper. Weight-Watchers-Treffen und Fat-Acceptance-Bewegung als Räume praktischer Transition. In: Spahn, L./Scholle, J./Maurer, S./Wuttig, B. (Hrsg.): Verkörperte Heterotopien. Zur Materialität und [Un-]Ordnung ganz anderer Räume. Bielefeld: transcript, S. 141-154.

Berg, Charles/Milmeister, Marianne (2011): Im Dialog mit den Daten das eigene Erzählen der Geschichte finden: Über die Kodierverfahren der Grounded-Theory-Methodologie. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): Grounded theory reader. Wiesbaden: VS, S. 303-332. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93318-4_14.

Browne, Kath (2007): Genderism and the Bathroom Problem. (re)materialising sexed sites, (re)creating sexed bodies. In: Gender, Place & Culture 11, 3, S. 331-346. https://doi.org/10.1080/09663690420002586 68.

Brümmer, Kristina (2015): Mitspielfähigkeit. Sportliches Training als formative Praxis. Bielefeld: transcript.

Butler, Judith (2014): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Carter, Claire/Baliko, Krista (2017): 'These are not my people'. Queer sport spaces and the complexities of community. In: Leisure Studies, S. 1-12. https://doi.org/10.1080/02614367.2017.1315164.

Caudwell, Jayne (2012): [Transgender] young men. Gendered subjectivities and the physically active body. In: Sport, Education and Society 19, 4, S. 398-414. https://doi.org/10.1080/13573322.2012.672320.

Degele, Nina (2014): „Ich dusch nur mit dem Arsch zur Wand": Verletzungsmacht und Verletzungsoffenheit als simultane Konstruktion von Heteronormativität. In: Waine, A./Naglo, K. (Hrsg.): On and Off the Field. Fußballkultur in England und Deutschland. Wiesbaden: Springer VS, S. 85-104. https://doi.org/10.1007/978-3-658-00133-9_5.

Elling-Machartzki, Agnes (2015): Extraordinary body-self narratives. Sport and physical activity in the lives of transgender people. In: Leisure Studies 36, 2, S. 256-268. https://doi.org/10.1080/02614367.2015.1128474.

Faust, Friederike/Heissenberger, Stefan (2016): Eine Frage des Trainings. Methodische Überlegungen zum Forscher_innenkörper als Erkenntnissubjekt. In: Amelang, K./Bergmann, S./Binder, B./Vogel, A-C./Wagener-Böck, N. (Hrsg.): Körpertechnologien. Ethnografische und gendertheoretische Perspektiven. Berlin: Panama Verlag, S. 68-83.

Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1998): Grounded theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern: Huber.

Gregory, Michele Rene (2011): "The faggot clause": the embodiment of ho-

mophobia in the corporate locker room. In: Equal Div and Incl: An Int J 30, 8, S. 651-667. https://doi.org/10.1108/02610151111183180.

Haraway, Donna (1995): Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: Haraway, D./Hammer, C. (Hrsg.): Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt/M.: Campus, S. 73-97.

Hochschild, Arlie Russell (1990): Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle. Frankfurt/M. u.a.: Campus.

Hochschild, Arlie Russell (1979): Emotion work, feeling rules, and social structure. In: The American journal of sociology 85, 3, S. 551-575. https://doi.org/10.1086/227049.

Jagose, Annamarie (2001): Queer Theory. Eine Einführung. Berlin: Querverlag.

Kajetzke, Laura/Schroer, Markus (2015): Die Praxis des Verräumlichens. Eine soziologische Perspektive. In: Europa regional, 21.2013, 1-2, S. 9-22.

Laclau, Ernesto (2002): Emanzipation und Differenz. Wien: Turia und Kant.

Löw, Martina (2015): Raumsoziologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Maihofer, Andrea (2014): Sara Ahmed: Kollektive Gefühle – Elemente des westlichen hegemonialen Gefühlsregimes. In: Baier, A./Binswanger, C./Häberlein, J./Nay, Y. E./Zimmermann, A. (Hrsg.): Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie. Wien: Zaglossus, S. 253-272.

Pronger, Brian (1990): The Arena of Masculinity. Sports, Homosexuality and the Meaning of Sex. Toronto: Summerhill Press.

Sassatelli, Roberta (2014): Fitness culture. Gyms and the commercialisation of discipline and fun. New York: Palgrave Macmillan.

Schmechel, Corinna (2018): ‚Andere' Körper in ‚Anderen' Räumen? Zur Bedeutung von Körpern für die Konstruktion von Raum. In: Spahn, L./Scholle, J./Maurer, S./Wuttig, B. (Hrsg.): Verkörperte Heterotopien. Zur Materialität und [Un-]Ordnung ganz anderer Räume. Bielefeld: transcript, S. 155-168. https://doi.org/10.14361/9783839438732-012.

Spahn, Lea/Scholle, Jasmin/Maurer, Susanne/Wuttig, Bettina (Hrsg.) (2018): Verkörperte Heterotopien. Zur Materialität und [Un-]Ordnung ganz anderer Räume. Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.14361/9783839438732.

Schroer, Markus (2012): Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

The Queer Gym (2018), abrufbar unter <https://thequeergym.com/versus/> (Zugriff am 01.03.2018).

Wacquant, Loïc J. D. (2003): Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto. Konstanz: Universitätsverlag.